

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 2 (1898-1899)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Der Fortschritt [Schluss]  
**Autor:** Châtelain / E.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-665096>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Der Fortschritt

von

Dr. Châtelain.

Nachdruck verboten.

Autorisierte Uebersetzung von E. B.

Glücklicherweise habe ich mich mit einem Vorrat von Gänsefeiern für den Rest meiner Tage versehen. Wer weiß, ob nächstes Jahr diesen armen Tieren noch solche Federn wachsen werden, es wird sich schon jemand finden, um auch das zu ändern. . . . . Befinden sich die Deinigen wohl? — Sehr gut, ich danke, antwortet ziemlich trocken der junge Mann, welcher sich fragt, was für eine Komödie der Alte dann eigentlich ausführen wolle.

Ein langes Stillschweigen folgt hierauf, während Herr Lancien, die Nase immer in dem dicken Buche, den Faden seiner Gedanken wieder zu suchen scheint. Endlich, nachdem er ihn glücklich gefunden, erhebt er den Kopf, schaut seinem Patensohn in die Augen und sagt:

— Du hast mich neulich um Marthas Hand gebeten, glaube ich . . . . . wars dein Ernst?

Das ist zu viel, der zu volle Kelch läuft über . . . . Charles kann sich nicht mehr halten.

— Obs mein Ernst war, ruft er mit funkelndem Auge und erhobener Stirne. Ich habe Sie um die Hand Ihrer Tochter gebeten, mein Herr, das ist, denke ich, ernst genug. Sie können mir ihre Tochter verweigern, aber Sie haben nicht das Recht, die Aufrichtigkeit meiner Gefühle in Frage zu stellen!

— Ho, ho, beruhigen wir uns, junger Mann, ich wollte dich nicht beleidigen; aber ein Vater wird wohl das Recht haben eine Frage von so großer Wichtigkeit nach allen Seiten hin zu prüfen. Eine Tochter ist ein gar kostbares Kleinod, zu allen Zeiten hat der Geizige die Diebe gefürchtet . . . . . Ich bin alt, eingewurzelt in meine Gewohnheiten, ich hasse jede Veränderung, du weißts, jede Neuerung ist mir lästig. Meine Tochter lebt ganz für mich, sie ist mein Sonnenschein, mein Alles; außer ihr lebe ich in der Vergangenheit, denn die Gegenwart betrübt mich; wie soll ich es aushalten ohne ihr Lächeln, ohne ihr frisches Singen . . . . . Und du, mein Patenkind, fast mein Sohn, du willst sie mir entreißen . . . . Nun! so nimm sie, ich gebe sie dir.

Oh, mein Onkel, wie segne ich Sie . . . .

— Warte ein wenig — zu meiner Zeit waren's die Alten, welche die Jungen segneten. — Ich gebe dir Marthe, aber ich behalte sie, und

will vorläufig noch nichts vom Heiraten hören. Ihr seid noch zu jung, werdet erst etwas reifer und erfahrener, lernt Euch besser kennen, und wenn später — es hat durchaus keine Eile — Eure Gefühle noch dieselben sind, dann . . . . in Gottes Namen. Wenn du damit einverstanden bist, so gib mir die Hand, es bleibt dabei.

— Ich bin von ganzem Herzen einverstanden, danke mein Onkel, mein Vater.

— Noch nicht, sage ich dir, ehre das Uebereinkommen.

— Wann darf ich hinüberkommen?

— Ei, diesen Abend, wenn dich das Herz dazu treibt. Wenn ich etwas versprochen habe, so halte ich Wort und, wiederholte oft mein seliger Großvater: tut sogleich, was Euch unangenehm ist, das saure Gesicht wird um so schneller vorüber sein . . . . Marthe hat keine Ahnung von allem, du wirst ihr die Sache erklären. Gehen wir nun, komm, gib mir den Arm die Treppe hinunter, ich hatte Mühe genug, herauf zu kommen. —

In Nachdenken versunken, die Augen ins Blaue gerichtet, hatte Marthe ihre Arbeit auf die Knie sinken lassen, als die Stimme ihres Vaters sie plötzlich aufschreckte.

— Ein Besuch, Kind, sagte der Richter, indem er Charles ins Zimmer schob, die Türe wieder schloß und sich rasch davon machte.

Er entfloh, der Alte, wie wenn er einen schlechten Streich gespielt hätte, und zog sich eiligst in sein Arbeitszimmer zurück. Hier nahm er aus einer alten, mit großen Metallschlössern versehenen Truhe eine Photographie heraus. Es war ein kleines Mädchen mit lockigem Haar, kurzem Röckchen, in den bloßen Aermchen seine Puppe haltend. Auf der Rückseite hatte eine ungeübte Hand in großen buckligen Buchstaben, auf- und abwärts fahrend, auf den mit Bleistift gezogenen Linien die Worte geschrieben: „meinem lieben Papa zu meinem sechsten Geburtstag.“

Lange betrachtete Jacques Louis Lancien, der ehrwürdige, in den Ruhestand getretene Richter, das Bildchen, dann sagte er, sich mit der Rückseite seiner welken Hand die Augen trocknend:

— Aufgepaßt, Donnerwetter, sie könnten sagen, ich habe geweint.

Achtzehn Monate sind verstrichen, seit dem Tage, an welchem der Richter seine Tochter verlobte, achtzehn Monate, vergangen wie ein Tag, scheint es ihm. Vielleicht finden die jungen Leutchen die Zeit weniger kurz, aber sie warten geduldig. Der gute, alte Mann ist entzückt, eine so treffliche Lösung der Frage gefunden zu haben: Marthe, glückstrahlend, hat nie so viel gelächelt, er hat alle Abend Musik, kein Kleinkindergeschrei stört seine Betrachtungen über den Fortschritt, kein unaufwachsenes Kinder-

mädchen streckt die Nase in den Wind und plaudert auf der Türschwelle. Ah, wie gerne möchte er jetzt erst, die Welt stünde still!

Die Nachbarn hingegen finden die Sache nach und nach lächerlich; man verwundert sich im Dorfe über den lang dauernden Brautstand, und wenn nicht beide Verlobten sehr beliebt wären, so hätten die bösen Zungen längst schon ihr Werk begonnen. Marthe jedoch besucht die alten Mütterlein, sie hat immer eine Fleischbrühe oder eine Flasche guten Wein für die Kranken, ein freundliches Wort für ein Jedes. Der Besitzer „des Ormeaux“ befaßt sich eifrig mit öffentlichen Angelegenheiten. Außer seinem Amt als Sekretär der Schulbehörde bekleidet er die Stelle des Gemeindefassiers. Er ist überall dabei in Chandon, läßt sich nicht verdrießen, wenn ihm auch da und dort Mühe und Arbeit daraus erwächst; zahlt aus seinem Beutel und mit seiner Person, leiht oft und gerne, zu kleinen Zinsen. Trotzdem weiß er in seiner Stellung zu bleiben, eine wertvolle Gabe in einer Welt, wo so viele Menschen aus der ihrigen heraus zu kommen suchen. Freundlich gegen Jedermann und doch Niemandem zu nahe tretend, macht er keinen Unterschied der Person und ahmt nicht die Liebhaber der falschen Popularität nach, welche euch heute zu den ihren zählen und euch morgen, wenn der Wind sich gekehrt hat, nicht mehr kennen.

Marthes Verlobung hatte Epoche gemacht, ohne jedoch jemanden in Erstaunen zu setzen, man hatte es so kommen sehen, nur den armen Richter allein überraschte es. Auf dem Lande, wo sich jedermann kennt, bildet eine Hochzeit mehr noch als in der Stadt ein Ereignis und sind es Notabilitäten, die sich verheiraten, so nimmt dieses Ereignis an Wichtigkeit zu, die in genauem Verhältnis zu der Sympatie, welche die Verlobten genießen, oder zu deren vermeintlichem Vermögen steht. Nun aber gilt der Richter als vermöglich und das Besitztum „des Ormeaux“ ist eines der schönsten in der Gegend. Dem jungen Haushalte wird es somit am täglichen Brote nicht fehlen, warum denn findet die Hochzeit nicht statt? Auf was warten sie noch?

— Es muß hier etwas dahinter sein, meinte eines Tages Fräulein Hortense Dattier, die Tochter des Gemeinderatspräsidenten, das ist nicht natürlich.

— Was sollte dahinter sein, fragt ungläubig die Freundin, welche mit ihr im Garten unter einer Buche sitzt. Man kennt ja den Richter, er kann die Veränderungen nicht leiden und sich nicht darein ergeben, Marthe von sich zu lassen, das ist alles.

— Möglich, ich stelle es nicht in Abrede, aber so unvernünftig . . . . Ein Wort, das ich gestern zufällig hörte, läßt mich vermuten, daß dies vielleicht doch nicht der wahre Grund ist.

— Was denn?

Nun . . . der Richter, sagt man — es ist nicht etwa meine Erfindung — will ihr keine Mitgift geben und diese Weigerung soll den Zukünftigen abgekühlt haben.

Das ist abscheulich, weißt du! Ich bin überzeugt, daß dies eine Verleumdung ist. Er hat mehr als genug Vermögen für zwei.

Man hat niemals zu viel . . . nun, wir werden ja sehen, aber erinnere dich an das, was ich gesagt habe. Die Glocken läuten noch nicht . . . arme Marthe wie traurig ist das . . . Hierauf brachte Fräulein Hortense mit graziöser Geberde ihre Stirnlöckchen in Ordnung. Die Tochter des Präsidenten ist groß, hübsch gewachsen und hält sich gut, sie rückt den dreißigen, hat viele Romane gelesen, schätzt aber nur diejenigen, welche mit einer Heirat schließen. Ihr Gehirn ist überfüllt mit schlecht verdauter Litteratur, Poesie und Prosa; ihr Herz ist kalt, ihr Gewissen von Raubschuf — sehr bequem für die Dinge dieser Erde — halb Dame, halb Bäuerin, erwartet sie seit bald zehn Jahren den angesehenen, jungen Mann, welcher nur zu glücklich sein wird, sein Herz und ein Vermögen zu ihren niedlichen Füßen zu legen.

Der Besitzer „des Ormeaux“, obwohl weniger vorgeschritten auf dem Lebensweg — wohl so geheiß, weil es eigentlich eine breite, staubige Landstraße ist — würde gerade ihren Wünschen entsprechen. In Chandon sind die jungen, heiratsfähigen Männer dünn gesät; einen Bauern will sie nicht und den Schullehrer verschmäht sie. Der Altersunterschied würde sie durchaus nicht abschrecken. Entschlossen, die Zügel der Regierung in fester Hand zu halten, scheint ihr ein Vorsprung von drei bis vier Jahren ihrem Auserwählten gegenüber kein Nachteil zu sein, sondern die Sache höchstensfalls zu erleichtern. Gelegenheitsverse, die sie an der Hochzeit einer Freundin hörte, hatten als Schlußreime die Worte: Das Eine am Segel, das Andere am Steuer. — Dieses Andere wäre sie.

Soweit mit sich selbst im Reinen, betrat Fräulein Hortense den Kriegspfad; die Spinne breitete ihr Netz aus . . . sich selbst als Lockspeise bietend. Ohne jemals die äußeren Formen des Anstandes zu verletzen, verlor sie doch ihr Ziel nie aus dem Auge und nach und nach gelang es ihr, Dank den Gemeindeangelegenheiten, den jungen Kassier oft zu Besuchen bei seinem Präsidenten zu veranlassen. Ihre Katzenfreundlichkeit, so wenig wie ihre Toilettenkünste, erreichten jedoch ihren Zweck. Am Tage, als die Verlobung der Marthe bekannt wurde, hatte sie einen heftigen Nervenanstfall. Der in aller Eile herbeigerufene Arzt schrieb die Sache einer Magenstörung zu und erstattete über den seltenen Fall an der nächsten Ärzteversammlung einen interessanten Bericht.

Nach dem Anfall weinte Fräulein Hortense, verschrieb alle Männer dem Hochgericht und ließ sich herbei, am nächsten Tage den Gruß des Schullehrers mit einem freundlichen Lächeln zu erwidern. Dieser hatte bis dahin nur ein trockenes „guten Morgen“ erhalten. Nun dachte er bei sich selbst, daß die Traube beim Reifen süßer geworden sei, dachte aber nicht etwa daran, diese schöne Frucht zu pflücken. Sein so lange zurückgewiesenes Herz hatte sich seit einiger Zeit mit größerem Erfolg nach anderer Seite gewandt. Er ist noch glücklich davon gekommen. Man begreift nun die häßliche Aeußerung von Fräulein Hortense, glaubt man doch stets so gerne, was man wünscht. Vielleicht war doch noch nicht alle Hoffnung verloren! Zwischen Lipp' und Kelches Rand, schwebet oft des Schicksals Hand, und so lange der Pastor seinen Segen nicht gesprochen hat, kann diese kleine Schleicherin Marthe ihres Sieges noch nicht gewiß sein.

Böse Reden sind wie das Unkraut und die Politiker wachsen überall. Am folgenden Tage wußte schon das ganze Dorf, daß der Gerichtsrat seiner Tochter keine Mitgift geben wolle. In Chandon, wie an andern Orten wird am Brunnen geschwätzt, muß man doch warten bis der Krug voll ist, und sollte er auch überlaufen, was tut's, das Unglück ist nicht groß, ist das Wasser doch zum fließen da. Auch Gemüse sind zu waschen, ein Fisch zu reinigen, das verlangt Zeit und viele Sorgfalt und es ist doppelter Gewinn, sich während der Arbeit zu belehren. Seien wir aufrichtig: Schwagen ist Götterfreude; Plato sprach während dem Essen und Homers Krieger, so große Helden sie auch sind, plappern wie die Elstern.

— Guten Morgen Rosalie, sagte eine Frau, welche mit bloßen Armen am kleinen Brunnentrog Wäsche auswand.

— Guten Morgen Sufette.

— Was gibts Neues heute.

— Neues? ich wollte, es gäbe was neues mit dem Wetter; immer diese große Trockenheit, man wird nicht fertig mit begießen! Die Arme fallen mir vor Müdigkeit herab!

— Sie arbeiten zu viel für ihr Alter. Jedermann weiß, daß Ihr Fräulein nichts herzlicheres wünscht, als Sie zu sich zu nehmen. Da fällt mir eben ein, wann soll die Hochzeit stattfinden?

— Was geht mich das an? antwortet die Alte in raschem Ton.

— Man sagt, das Verhältnis zwischen euern jungen Leutchen sei ein wenig erkaltet . . . worauf warten sie den eigentlich auch noch?

— Der Teufel lege den bösen Zungen einen Maulkorb an, sagt Rosalie zornig, indem sie den Krug vom Brunnen nimmt.

— Sieh, sieh, versetzt die andere, es muß also wahr sein, daß sie so böse wird. Wenn die Henne sich aufbläst, sind die Küchlein nicht weit.

Rosalie konnte diese Nacht nicht viel schlafen. Das Geschwätz der Klatscherin ging ihr im Kopf herum. Welch ein Kummer für Marthe, wenn es ihr zu Ohren kommen sollte! Und das konnte von einem Augenblick zum andern geschehen; es gibt so manche Leute, die nichts Eiligeres zu tun wissen als den Beteiligten — mit dem Ausdruck herzlicher Teilnahme — etwas Unangenehmes zu hinterbringen.

Ehe die gute Alte ein Auge geschlossen, sandte schon die Morgensonne ihre Strahlen an das Fenster. Sie erhob sich, nahm ihren Spaten zur Hand und ging hinaus in den Garten an die Arbeit. Sie war schon seit einer guten Stunde thätig, als Herr Lancien seinen gewohnten Morgen-spaziergang machte.

— Geht's heute gut, Rosalie?

— Nein, nicht so gar, Herr Richter.

— Rheumatismen?

— Ich habe schlecht geschlafen.

— Liebeskummer, ohne Zweifel!

— Ja, mein Herr, Sie haben richtig geraten . . . es ist an der Zeit, der Sache ein Ende zu machen!

— Ein Ende machen! womit? ich bitte Sie.

— Mit dieser Brautzeit . . . verheiraten Sie die Kinder, mein Herr.

— Das ist ja auch meine Absicht.

Ja, sie sollen wohl einst am Stocke zur Kirche gehen . . . Wollen Sie zum Gespött der Leute werden? man schwätzt allerlei, mein Herr; die Leute fragen sich, wo der Has im Pfeffer liegt? Gestern am Brunnen haben diese Klatschbasen gar behaupten wollen, daß sich die Kälte zwischen ihre Kinder geschlichen habe.

— Die Hitze, Rosalie, die Hitze, ich büрге dafür. Ah! ah! die Kälte! das ist gut!

Der Richter, außerordentlich gut gelaunt, denkt nur an das Lächerliche der Sache und ist sehr belustigt.

— Lassen Sie die Leute schwätzen, meine Gute. Wir sind glücklich, sehr glücklich, das genügt uns. Ist nicht die Brautzeit die schönste Zeit? Es ist der herrliche Traum, den kein unwillkommenes Erwachen stört. Ein Glück ist niemals so vollkommen, als man es sich vorstellt; die Erwartung einer Freude übersteigt die Freude selbst. Ich kannte in Deutschland ein Mädchen, das seit vierzehn Jahren verlobt war und sich außerordentlich gut dabei befand. Ich selbst habe nahezu drei Jahre gewartet,

um mich unter das Joch der Ehe zu begeben . . . . Bleiben wir bei unsern Ueberlieferungen, Rosalie, bleiben wir bei unsern Ueberlieferungen!

— Für uns selbst stimme ich wohl bei, aber haben wir das Recht, sie auch den andern aufzulegen? . . . . Sie sind auf falscher Fährte, Herr Gerichtsrat, glauben Sie mir.

Rosalie nahm ihre Arbeit wieder auf. Die Unterhaltung blieb hiebei stehen. Auf seinen Spaziergängen hatte Herr Lancien öfter beobachtet, daß wenn ein Igel die Kugel macht, er lange Zeit in dieser Haltung verharret.

Im Laufe der folgenden Woche geht Herr Lancien eines Abends bei schon hercinebrochener Nacht aus, um sich einen Feuerstein zu kaufen — er hat den Gebrauch von Feuerstahl und Zunder beibehalten — und er kann mit Mühe den Weg finden. Es ist sehr dunkel, und die Straßenlaterne unten im Dorf ist nicht angezündet.

Auf dem unebenen holperigen Weg stolpert der Greis bei jedem Schritt, ohne Stock wäre er zwanzig mal gefallen. Höchst unzufrieden kehrt er nach Hause zurück, wo Charles eben seine Violine stimmt.

— Ach, junger Mann, was macht denn eure Polizei? Die Laterne vor der Scheune von Pierre Henri ist nicht angezündet diesen Abend; man kann sich den Hals dabei brechen. Du wirst diesem Taugenichts tüchtig den Kopf waschen!

— Nicht doch, mein Onkel, es geschah auf Befehl.

— Auf Befehl! und auf wessen Befehl denn, wenn ich fragen darf, ohne zu neugierig zu sein?

— Der Behörde, mein Onkel. Wir haben ein Defizit, und sind somit gezwungen, zu sparen; diese Laterne, welche erst seit kurzem steht, und die man früher sehr gut hatte entbehren können, wurde geopfert.

— Schöner Grund das! An andern Orten verstärkt man die Beleuchtung, in Chandon dagegen läßt man sie eingehen! es ist der reinste Hohn. —

— Aber Väterchen, legte sich Marthe ins Mittel, eine Laterne macht doch nicht das Glück aus, und diese ist uns absolut nicht notwendig. In deiner Kindheit, sagtest du mir oft, sei das Dorf gar nicht beleuchtet gewesen.

— Nun, nun, laßt eure Musik hören.

— Die Musik war reizend, aber der Richter konnte sie nur halb genießen; die Straßenlaterne lag ihm zu sehr auf dem Herzen. Weit schlimmer noch war's, als sich einige Tage später die Nachricht verbreitete, es handle sich darum, auch den Telegraphendienst eingehen zu lassen, der viel zu kostbillig für ein so kleines Landwirtschaft treibendes



„Heimkehr.“

Dorf sei. Herr Lancien war mit einem Sprung beim Präsidenten, dem er wie ein Windstoß ins Zimmer fiel.

— Es ist richtig, sagte dieser. Wir haben dem Staate jährlich dreihundert Franken Steuer zu zahlen, und es gehen per Woche keine zwei Telegramme ein.

— Das ist unsinnig, Herr Präsident, sollen wir wieder Wilde werden?

— Ach was! Als die Elektrizität noch nicht erfunden war, lebte man dennoch.

— Und meine Telegramme?

— Sie werden Ihnen von der Stadt aus durch einen Boten gebracht werden.

„Es ist unbegreiflich! was kommt sie nur an; dachte Herr Lancien hin und her. Ich werde Sonntag mit Frédéric darüber sprechen. Er wird ihnen Vernunft beibringen. Ich bin zu alt, auf mich hört man nicht mehr.

Jeden Sonntag kommt sein Sohn, der Advokat, mit seiner jungen Frau zum Mittagstisch nach Chandon. Er war ein frischer, junger Mensch, voll Leben und guter Laune und der Richter war sehr stolz auf ihn. Diese, im Familienkreise verbrachten Tage waren seine Freude; auch das junge Paar wäre unter keinem Vorwande der Verabredung untreu geworden.

Der Sonntag ist gekommen, aber in seinem Leben hat Herr Lancien kein solcher Schlag getroffen. Anstatt des Stadtbesuchs kommt ein Brief von Frédéric.

Lieber Vater, schreibt er, wir bleiben morgen zu Hause. Melie fühlt sich dieser Tage etwas leidend und fürchtet die Ermüdung der Reise. Auch ist sie, wie du schon weißt, etwas ängstlicher Natur und wie soll ich's sagen, um dir nicht wehe zu tun? — sie fragt sich, ob es recht sei von uns, am sonntäglichen Ruhetag dem Vergnügen nachzulaufen? Mehr und mehr verliert der Sonntag seinen ernstesten Charakter, jeder will sich belustigen. Die Eisenbahnangestellten werden überbürdet. Wie du es selbst sagst, mußten die Leute früher zu Hause zu bleiben und es ist in der That wünschenswert, gegen diese bedauernswerten Neigungen in jeder Beziehung anzukämpfen. Morgen werden wir also mit dem guten Beispiel predigen. Du bist nicht böse, nicht wahr, liebster Vater? Es stimmt ja mit deiner Anschauungsweise überein. Wir werden Mittwoch oder Donnerstag kommen um dir zu beweisen, daß, wenn auch die Ansichten sich ändern können, unsere Liebe zu dir doch immer dieselbe bleiben wird.“

Sprachlos reicht der Richter Marthe den offenen Brief, ohne jegliche Bemerkung.

— Es ist sehr schade, in der That, sagt sie, immerhin, trösten wir uns, die Freude ist nur hinausgeschoben, sie wird um so länger dauern.

Charles kommt, man setzt sich zu Tische, aber der Greis kann sich nicht erheben. Den Kopf gesenkt, die Gedanken weit weg, ißt er schweigsam und läßt die jungen Leuten zusammen plaudern, laut, von Regen und Sonnenschein, ganz leise, von Dingen, welche nur Verliebte verstehen können.

Zum Kaffee erscheint Rosalie; es ist ein alter Brauch, jeden Sonntag erwartet sie ihre Tasse; sie gehört zur Familie.

— Ihre Dienerin, Herr Gerichtsrat; guten Tag, meine Kinder . . . . Aber, wo bleibt Herr Frédéric. Sind sie krank?

— Oh Rosalie, welch ein Kummer, sie finden es plötzlich unrecht, am Sonntag zu reisen. Ist das eine Idee! Zu was dienen denn noch die Eisenbahnen und was wird man sonst noch alles ändern? Keine Straßenlaternen, keinen Telegraph mehr und Lokomotiven, um leere Wagen herumzuziehen . . . . Das ist eine Verschwörung.

Bei diesem Worte schielte die Alte mit dem linken Auge ein klein wenig zu Charles hinüber, der sich eines Lächelns nicht enthalten kann. Er hat aber gute Augen, der Richter, er sieht den Blick, entdeckt das Lächeln und plötzlich geht ihm ein Licht auf und alles wird ihm klar:

— Oh! diese Ungeheuer! Ich verstehe . . . Eine Komödie alles das, ist's nicht wahr? Eine Lektion für den Alten, dessen Ideen im Rückstand sind . . . . Heiratet, meine Kinder, heiratet, lassen wir die Erde im Kreise sich drehen und Gott segne Euch! Aber das eine verspricht mir, daß diese Veränderung die letzte sei!

---

## Nervös!

Von Dr. med. Maria von Thilo.

---

Wir leben in einem nervösen Zeitalter; Alles ist nervös! Das Kind in der Wiege, der kräftige Mann und der Greis. Wenn ein kleines, verwöhntes Baby sich im Gesichte rot und blau schreit, weil die Mutter oder die Wärterin nicht geschwind genug bei der Hand sind, um die Wünsche Ihrer Herrlichkeit zu erfüllen, oder wenn ein größeres Kind sich bei irgend einer Gelegenheit so aufführt, daß uns, wenn wir es gewagt hätten, uns so zu betragen, der Standpunkt gewiß sehr energisch klar gemacht worden wäre, dann entschuldigt man es gewiß mit seiner Nervosität. „Ach, das arme Kind ist so nervös,“ heißt es. Und wenn sich ein halberwachsenes Menschenkind recht lümmelhaft benimmt, seinen Eltern und andern Erwachsenen schnippische